

verehrt, weil er seine Ideale mit Festigkeit und Güte verliebte.

Die Mutter, so fromm wie lebenstüchtig, hielt die vierköpfige Familie zusammen und in schlimmen Zeiten der Depression durch ihre Arbeit als Putzfrau über Wasser. Sie zauberte auch ohne Haushaltsgeld ein Mittagessen auf den Tisch und fand immer Zeit, sich in ihrer Kirchengemeinde zu betätigen. (Wie seine Eltern, findet es Ronald Reagan übrigens ganz in Ordnung, daß man zehn Prozent seines Einkommens der Kirche spendet.) Die Mutter las regelmäßig in ihrer Bibel und versah diese mit Randbemerkungen, die man, nach den mitgeteilten Proben, sowohl als »fundamentalistisch« wie als lebenspraktisch bezeichnen kann. Als Reagan Präsident wurde, legte er den Amtseid auf die alte Bibel seiner Mutter ab.

Aufrichtigen Kummer bereitete es Reagan, daß der Vater seiner Frau Nancy in jungen Jahren den Glauben an die Existenz Gottes verloren hatte. Es war für den Jüngeren nicht einfach, die Initiative zu ergreifen. Mehrmals suchte er einen Zugang im Gespräch zu finden, doch ohne Erfolg. Als der Schwiegervater ernstlich erkrankte und »wohl zum ersten Mal Angst« litt, faßte er Mut und schrieb ihm, mitten im hektischen Trubel von schwierigen Haushaltsberatungen, so etwas wie einen apostolischen Brief. Er bekam keine Antwort mehr darauf, erfuhr aber später, der Kranke habe noch seinen Frieden mit Gott gemacht.

Der sonntägliche Kirchgang gehörte zu den Lebensregeln des Ehepaars Reagan, die nicht nur aus Gewohnheit eingehalten wurden, sondern auch innere Befriedigung gewährten.

Schon als Gouverneur von Kalifornien mußte er sich mit Sicherheitsvorkehrungen abfinden, die nicht nur die eigene Andacht störten. Als Präsident stand er unter dem Diktat der Sicherheitsbeamten und der Fernschteams, die ihn umdrängten. Die übrigen Kirchenbesucher mußten eine Kontrolle mit Metalldetektoren passieren. »Der Besuch der Kirche war keine angenehme Sonntagserfahrung mehr, sondern ein Medienereignis ... Noch schlimmer wurde es, nachdem uns Berichte über terroristische Kommandoaktionen erreicht hatten. Man sagte uns, daß unsere Kirchenbesuche zu Attentatsversuchen ausgenutzt werden könnten, bei denen auch das Leben vieler anderer Menschen gefährdet werde. Schwere Herzensgingen wir daraufhin überhaupt nicht mehr zur Kirche. Ein Verzicht, der uns sehr schwer fiel.«

Ronald Reagan berichtet nicht über ein Erweckungserlebnis, eine religiöse Berufung oder über theologische Probleme. Er kommt mit den einfachen Wahrheiten aus, die er in seiner Kindheit aufgenommen hat. Er nimmt sich auch als Christ nicht sonderlich wichtig. Er weiß, daß er Fehler hat und Fehler macht. Wenn er sich etwas Schwieriges vornimmt, ruft er unbefangenen Gott zu Hilfe. Wo er selbst keinen Ausweg findet, vertraut er sich dem Gebet an. Unverkennbar ist auch der religiöse Antrieb, der ihn über Jahre hinweg immer wieder stimuliert, mit der anderen Supermacht ins Gespräch zu kommen. Mit Breschnew, Andropow, Tschernenko und dem dauerhaften Gromyko war es nicht möglich. Erst mit Gorbatschow.

Otto B. Roegele

WARUM ICH ALS FRAU IN DER KIRCHE BLEIBE – Eine Redensart sagt: »Es ist wichtig für ein schönes Kind, seine Eltern gut zu wählen.« Schön oder nicht, ich habe meine Herkunft in einem bewußten Abschnitt meines Lebens gewählt: die Kirche, in der besonderen Form der Catholica.

Nun soll ich Gründe dafür auflisten, in einer Atmosphäre, in der offensichtlich viele Gründe dagegen sprechen. Dabei ist die gesellschaftliche Atmosphäre selbst nicht einmal kämpfe-

risch, jedenfalls nicht gehässig wie zu Zeiten des Kulturkampfes oder des Nationalsozialismus; der vorwiegende Zug der Zeit ist eher Gleichgültigkeit, eine friedliche Post-Christian Post-Modern Post-Era. Der Ärger steigt vielmehr von innen auf; die Glaubenskrise scheint doch eine Kirchenkrise zu sein. Hauptgrund ist eben die Kirche selbst – erreicht die religiöse Sehnsucht der Leute nicht mehr – verliert die Frauen – schwört sie auf alte Rollen ein – predigt eine unlebende Sexualethik – bedrückt

die Gewissen – mischt sich ein – zwingt ihren eigenen Leuten (Priestern) einen unnatürlichen Lebensstil auf – übt zuviel Macht aus – lebt nicht nach dem Evangelium – hat die Gestalt Jesu längst verraten – ist zu reich – zu dogmatisch – zu weltfern – läßt sich von der Vernunft nicht überprüfen – verändert die Not der Welt nicht – weiß viel zu viel über Gott Bescheid – handelt mit unausgewiesenen Pauschalen (Sünde, Erlösung, Erbarmen) – hat sich in der Geschichte schwer belastet (Inquisition, Hexenurteile, hat auf beiden Seiten Kanonen gesegnet) – kann die Ungereimtheiten des Lebens auch nicht auflösen, nur wegreden – lebt Hierarchie statt Dienst.

Das klingt klischiert und wird tatsächlich oft als Repertoirestück aufgeführt, ist auch keineswegs unwirksam. Doch gegen lustvoll Ausgedroschenes könnte man sich abdichten. Genauer, tiefer treffen aber heute die analytischen Versuche, vielfach von Christen selbst, der Kirche auf die unheilige Spur zu kommen. Eine vielbändige Kriminalgeschichte der Kirche liegt als Bestseller vor (Karl-Heinz Deschner), die Enthüllung ihrer psychotischen Kleriker verkauft sich glänzend (Eugen Drewermann), die Sexualneurose der ganzen Institution ist sozusagen aufgewiesen (Uta Ranke-Heinemann). Das zu einem Zeitpunkt (in West), als anderwärts (in Ost) dieselbe Kirche die einzige nicht zum Schweigen gebrachte Stimme gegen das Tier mit den vielen Hörnern, gegen die Diktaturen war. Um so nachhaltiger hier die Versuche, die Heilige, die doch in Auftritt und Gebaren scheinheilig, vielleicht widerheilig ist, zu entlarven. Oder, kühler noch, zu zeigen, daß ihre Vertreter mit bestem Willen beginnen, durch das »System« aber unmenschlich werden (und die Gläubigen mit ihnen). »Wie vormals gegen ihre Feinde muß sich die Kirche heute zuweilen vor ihren eigenen Kindern verteidigen. Hamlet, der seiner Mutter das Gewissen erforscht, ist die Rolle Tausender auf offener Szene, Zehntausender hinter den Kulissen geworden.« So Joseph Bernhart 1935, so die Lage heute.

Wer heute zur Kirche gehört, kann das nur »trotzdem«. Leiden an der Kirche ist in, Kirche selbst ist mega-out.

Es gehört zur Lage, daß solche Vorhaltungen zu einem Teil unleugbar sind; es hat keinen Sinn, sich darüber zu betrügen. Es gehört auch zur Lage, daß die Kirche wenig Gegenwehr aufbringt, wenig Anziehung bietet, wenig Anstrengung macht, die heutigen Anfragen an sie mit Charisma (= Charme) oder auch nur mit der Sprache von heute aufzugreifen. Entweder ermüdet sie an der gleichgültigen Wirklichkeit, oder sie kapituliert (in vielen Gläubigen, dabei in vielen Frauen) vor der eigenen Geschichte, oder sie erhofft Heilung von Gruppierungen, die ihre Energie auf Selbstbewahrung und Selbstvermehrung im Hergebrachten richten.

Trotzdem bleibe ich nicht nur – gerade noch – in der Kirche, ich bin in ihr. Und ich wünschte, es würde jenseits von Verteidigung und Angriff gelingen, die Gründe dafür aus der Sache heraus darzustellen. Sofern die Sache Bestand hat, bedarf sie keiner Apologetik. Sie bedarf einer Augenöffnung, und auch diese will ich nicht erstrangig auf Glaubensaussagen abstützen (die nicht viele teilen), sondern ich will auf Geschichte, Daten, Erfahrungen, Theorie verweisen.

Warum ich also in der Kirche bin? Und das als Frau?

Es gibt tatsächlich eine Art irdisch-geschichtliches Wunder am Christentum. Paulus hat es formuliert; das Zitat mag vielleicht übernutzt sein, ist aber selten verstanden: »Es ist nicht Jude nicht Grieche, nicht Sklave nicht Freier, nicht Mann nicht Frau, alle seid Ihr eins in Christus« (Gal 3,28). Wenn man über diese unsterbliche, in der ganzen Antike, auch bei Sokrates nie gehörte Botschaft nachdenkt, versteht man, daß auch die berühmte Erklärung der Menschenrechte nur ein Neusingen dieser urchristlichen Melodie war. Die Melodie ist das Konzept der freien Person, unabhängig von Geschlecht, Bildung, Rang und Würden, Volk und Rasse, Können, Nichtkönnen. Dies hat das Christentum vom Start weg über die spätantiken Religionen hinauskatapultiert, hat es als Sprengsatz in die Geschichte eingebaut: als Sprengsatz der vielerlei religiösen Vorbehalte, wer zu welchem Gott hinzutreten dürfe, wer überhaupt kultfähig, wer letztlich ein Mensch sei.

Um eine besondere Gruppe herauszugreifen, die den Geruch vom Ende der Sklaverei, auch

der religiösen Sklaverei schnell erfaßte: es waren die Frauen. Zweifellos fanden sie sich in den früheren magisch-mythischen Kulturen wie in den späteren Vater-Kulturen »eingeräumt«: als Fruchtbarkeitssymbol, als Gebärrin, als Sexualreiz, als Dienerin und gefügiger Besitz ... In manchen dieser Zuordnungen steckte unterschwellige Macht, in vielen, oft gleichzeitig, Zählung und Brechung des Weiblichen. In keinem Lebensentwurf aber ging es, konnte es gehen um Freiheit. Wenn Griechenland von »eleutheria« redete, so meinte dies ausschließlich die Freiheit weniger Männer, die weder Sklave noch Weib noch Barbar waren. Und nur ein solcher Mann war Mensch, der größere Rest war Nicht-Mensch. Wenn aber Paulus von Freiheit spricht, meint er die alle einschließende Freiheit. Erlösung heißt präzise die Lösung von der Macht der Festlegungen.

Es gibt eine historische Tatsache von großem Gewicht: Heidnische Frauen der hellenistischen Welt bekehrten sich zu Zehntausenden um die Wende des Jahres 1 zum Judentum. Das Judentum war zu dieser Zeit die Zuflucht für Frauen; dort suchten sie Würde und Freiheit. Man muß sich erinnern: Im Alten Testament gibt es keine Fruchtbarkeitsriten, keine Tempel-Prostitution, sondern Prophetinnen und Richterinnen. Und das Christentum begann seinen siegreichen Zug von den neujüdischen Gemeinden im östlichen Teil des römischen Reiches aus. Frauen waren dort der zahlenmäßig größte Teil. Ihre führende Rolle bei der Befestigung des Christentums ist bezeugt durch die berühmte Namensliste des Paulus am Ende seines Römerbriefes – ja es scheint, daß das junge Christentum in den ersten Jahrhunderten einen ungeheuren Zulauf von Frauen auch deswegen hatte, weil es die Lebensform der unabhängigen, nicht ehelich gebundenen Jungfrau oder Witwe gab, sehr im Unterschied zu den vielerlei Rechtlosigkeiten der spätantiken Ehefrau, von den Sklavinnen ganz zu schweigen.

Natürlich liegt deswegen kein goldenes Zeitalter hinter uns. Aber die christliche Botschaft von Hoffnung und Freiheit hatte eine vorher undenkbare soziale Dynamik in die Welt gebracht.

Nun wird an dieser Stelle Einspruch laut, so-

gar notwendig. Mittlerweile ist fast buchhalterisch aufgelistet, wie die christlichen Gesellschaften ihrerseits an der Unterordnung der Frau fehlten, gedanklich wie praktisch. So hat sich in den letzten Jahren ein Verdacht ins Glaubensgefühl geschlichen; von nicht wenigen Feministinnen wird er herausfordernd geäußert, von anderen Christinnen eher unbehaglich empfunden: Verbaut unsere jüdisch-christliche Herkunft am Ende eine wirklich neue Geschlechterbeziehung? Irritierend gegenwärtig sind zudem andere Modelle: etwa die verbreitete Auffassung, daß erst die Renaissance und letztlich die Aufklärung die strahlende Vision von freier und vernünftiger Menschlichkeit geschaffen hätten. Aber nicht nur von der selbstbewußten Neuzeit, auch von »rückwärts« wird die jüdisch-christliche Welt bedrängt. Die gegenwärtige Frauenforschung hat ein fast neues Gebiet eröffnet, das Studium »matriarchaler« Kulturen, worin die Göttinnen selbstverständlich, die Aufgabenbereiche der Frau vielfältig und anziehend fremd sind. Zahlreiche Frauengruppen glauben, im Blick auf diese »einstigen Mütter« endlich ihr verlorrenes Selbstgefühl zu finden.

Diese »Bedrängnisse« des Christentums, von innen wie von außen, sind ernst zu nehmen. Warum lehrte Teresa von Avila ihre Schwestern ein Dankgebet, weil sie ins Kloster und nicht in die Ehe berufen seien, wo sie doch nur geschlagen würden? Warum hatte Tertullian die Frauen zum Einfallstor der Sünde erklärt? Warum wurde Mary Ward mit ihrem genialen Konzept der Mädchenbildung aus geistlichem Munde daran erinnert, daß sie ja doch »nur eine Frau« sei? Die späte Aufrechnung solcher Tatsachen ereilt uns heute massiv. So massiv, daß die Hauptwahrheit außer Blick gerät: Nur im jüdisch-christlichen Kulturraum vollzog sich die Menschwerdung der Frau (und die Menschwerdung des Mannes, was ein anderes ungeschriebenes Kapitel ist).

Es gibt keinen rechten Sinn, zum Gegenbeispiel auf die Kulturen der Mutter-Göttinnen zu verweisen: sind sie doch nur Symbole des Anonym-Fruchtbaren, der antlitzlosen Vervielfältigung. Und Göttinnen sagen noch nichts über den konkreten sozialen Rang der Frau aus. Wenn überhaupt, dann sprechen sie gegen ihn. Tatsächlich trifft die matriachale For-

sung sogar eher auf »unmodische« Überraschungen. Freilich gibt es die Macht der weiblichen Fruchtbarkeit, den Zauber des Geschlechtes: so gesehen ist die Frau jedoch eine Funktion ihres Unterleibs – wie übrigens nicht wenige der alten »Venus«-Statuetten einen ausladenden Körper, aber nur eine Andeutung von Kopf aufweisen. In China war eine Frau für das Gebären der Kinder, eine zweite für die Technik der Liebe und eine dritte für die Schönheit (zum Vorzeigen in Gesellschaft) zuständig – eine dreifache Aufteilung des Phänomens Frau in seine verschiedenen »verwertbaren« Aspekte.

Erstmal der Schöpfungsbericht, viel später dann die Worte Jesu haben den Eigenstand, die aus sich selbst aufsteigende Würde der Frau konzipiert. Dieser mühsam gegen den Zeitgeist festgehaltene Gedanke läuft seither als Zündschnur durch die christliche Geschichte mit, auch gegen sie selbst. Und von dorthin bildete sich keineswegs auf einen Schlag, aber beharrlich in immer neue und anders gepolte Kulturen eingepflanzt, das Bewußtsein von der Frau als Mensch heraus. Sogar und vielleicht ausschließlich verdankt sich auch der gegenwärtige Feminismus dieser beharrlichen Botschaft. Es gibt keinen ursprünglichen Feminismus im außereuropäischen oder außerchristlichen Kulturraum. Daher sollte man die wirklichen »einstigen Mütter« (und Väter) dort suchen, woher die Botschaft eigentlich stammt: aus der mühevollen, sich langsam ausformenden Dynamik des jüdisch-christlichen Ansatzes – nicht außerhalb und in der »blauen Ferne«, in die man hinausträumt, was man im eigenen Hause verlegt oder aus den Augen verloren hat. Was zweifellos auch heißt, daß man im eigenen Hause kräftig durchzulüften hat. Der nötige Wind und Sturm heißt *ruach*, Geist. »Wo der Geist des Herrn ist, dort ist Freiheit« – nochmals Paulus.

Ich will aber über die Frage hinaus, weshalb ich *als Frau* in der Kirche bin. Weshalb bin ich *überhaupt* darin? Doch nicht, weil ich ein besonderes Naturschutzgesetz in Anspruch nehme. Sondern weil es um eine Erfahrung geht, die ich an der Kirche machte: daß sich in ihr

und um sie herum ein Kraftfeld aufbaut, wo der Geist, das Geistige sich sammelt. Ich will ein Bild aus der Chemie verwenden: Wird in eine kristalline Lösung ein entsprechender Gegenstand gehalten, so schiebt an ihm die Lösung zusammen. Der Gegenstand ist ein »Leiter«, an dem etwas Vorhandenes, aber Unsichtbares sichtbar wird, in die Kristallisation tritt. Dieses Bild trifft genau das Gemeinte: Kirche ist nicht einfachhin schon Geist, sie fällt mit dem Tempel des Geistes nicht nur zusammen. Sondern sie ist »Leiter«, sie schafft ein indirektes Kraftfeld, an dem sich vieles wirklich = wirksam anlagert. So findet sich Simone Weil, die nach Wahrheit jagt, bei den Dominikanern von Marseille 1940 zum Gespräch ein, nimmt dort »Heimat« wahr. Ebenso haben sich um die Kirche, sogar im Plural ihrer Konfessionen, die Kräfte des Widerstandes gegen die totalitären Staaten des 20. Jahrhunderts gesammelt – Christen wie Atheisten wie Agnostiker, die hier ein Unbeugsames witterten, schwerer einzunehmen als andere Institutionen. Es ist das Ziel hinter den hiesigen Zielen, weswegen sich die Kirche (wie die Synagoge) nicht unter die Planieraugen der Machthaber werfen läßt. Es ist das Bild des Menschen, der mehr ist als er selbst, aus anderem Stoff als nur aus Erde – dieses Bild bewahrt die Kirche (wie die Synagoge) in allen Schändungen, das Bild der Würde noch im Dreck, des Menschen in seiner göttlichen Vision. Diese innerste Übersteigerung wird gewittert; selbst wenn sie nicht religiös angenommen wird – empfunden wird sie.

»Wer da bedrängt ist findet
mauern, ein
dach und
muß nicht beten.« (Reiner Kunze)

Aus diesem Grund ist Kirche als System gerade nicht abzuschaffen. Was nicht heißt, man müßte nicht beständig ihre zentrifugale (sich von der eigenen Mitte trennende) Schwerkraft wachsam im Auge behalten. Die verschiedenen Sünden, Versuchungen und Bremswirkungen des Institutionellen sind eine Seite. Die andere Seite ist aber – schlicht historisch, nicht glaubensmäßig gesprochen – die Institution als Platzhalterin für das Menschliche.

Dies ist sie international, quer durch die Rassen, die Völker, die politischen Systeme hindurch, ja quer durch die Wissenschaften hindurch. Sie hält dem Denken das Absolute vor für das von Grund auf Menschliche, das Sittliche, das Verantwortliche. Wie ein Schacht, der zum Grundwasser vorgetrieben ist. Wie das Salz, das noch salzt. Wer denn sollte diese Aufgabe noch übernehmen, den Menschen an seiner absoluten Würde zu messen – und nicht mit dem Maß der Parteidoktrin, des Zweckes, der für das Individuum tödlichen Ideologien, der Brauchbarkeit für das Gemeinwesen oder für seine Familie?

Fernerhin schätze ich: Im Gegensatz zu der beklagten und vorhandenen Starre zeigt die Kirche im Gang durch die Geistesgeschichte eine oft übersehene, überraschende Offenheit, die anderen, jüngeren Systemen weithin mangelt. Es ist die Offenheit der redlichen Wahrheitssuche, gepaart mit Intelligenz. Die gegenwärtige Theologie hat zum Beispiel die großangelegte Religionskritik des 19. Jahrhunderts nicht als antichristlich weggeschoben, sondern ernst genommen (und damit überwunden). Wo Nietzsche von Christen gelesen (und verstanden) wird, ist Intelligenz im Spiel, dort geht das Denken weiter, und von der Sache her auch über Nietzsche hinaus. Wo griechisch-römische Philosophie und Kultur von Christen aufgegriffen und an das Maß des neuen *logos* gehalten wurden, hat schon früh derselbe Typus offener Intelligenz gewirkt. Augustinus hält mich in der Kirche, auch Guardini, auch Edith Stein. Nicht jeder einzelne Satz von ihnen, das wäre ja wieder kindlich, sondern ihre Haltung des Sehens, des furchtlosen Denkens. Man mag sich einen Karl Rahner für die Allgemeinheit verständlicher wünschen; wichtig ist, daß es diesen Anspruch von Glauben und Denkvermögen in der *Catholica* gibt. (Eine Klammerbemerkung: Gerade wenn man in der Philosophie zuhause ist, sieht man, daß die meisten philosophischen Fragen theologisches »Grundwasser« enthalten, auf Etuden der Theologie zurückgehen.)

Man sage nicht, das wären nur einzelne persönliche Leuchtfeuer. Auch Kirche insgesamt, als Summe ihrer Gläubigen, setzt sich aus, öffnet sich Entwicklungen, die sie selbst nicht angetrieben, ja vielleicht anfänglich nicht ge-

wünscht hat. Tatsächlich ist und war sie in der Lage, machtvolle geschichtliche Anstöße einzuarbeiten, sich Wahrheit – fremder Herkunft – zu eigen zu machen. Diese Fähigkeit zur Integration ist Kraft. Um so mehr, als darin genügend Gefahr wartet: über dem Fremden das Eigene aufzugeben. Diese Furcht wird zweifellos gegenwärtig empfunden: Verliert die Kirche sich selbst im Sog der Moderne? Paßt sie sich feige an, bräuchte es nicht in vielem ein hörbares Nein? Dieser Frage sei hier nicht weiter nachgegangen; sachlich genommen ist es jedoch wichtig zu sagen: Grundsätzlich beweisen das Öffnen und Sich-Stellen, erst recht das Anverwandeln Kraft, nicht Schwäche. Um diese Behauptung in der Geschichte dingfest zu machen: Mindestens dreimal hat die Kirche eine außerordentliche Energie zur Reform aufgebracht, indem sie andere Reformationen eingearbeitet, zur eigenen Sache gemacht hat. Die erste Herausforderung kam von den Katharern, der Bewegung der »Reinigung« durch Armut und evangelisches Leben. Es gelang Franziskus von Assisi und seinem jetzt 700jährigen (!) Orden, diese Bewegung in die Orthodoxie einzubinden, ja die Kirche nachhaltig und lebensrettend damit neu aufzurichten. Die zweite Reformation der Protestanten wurde ihrerseits durch Reform beantwortet, das heißt im Grunde als notwendig bejaht: Das Konzil von Trient holte – leider im nachhinein – viele Forderungen Luthers ein; die spanischen »Reformatoren« Ignatius von Loyola, Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz sowie die Engländerin Mary Ward führten mit Hilfe neuer Konzeptionen die rettende Öffnung auf die Anforderungen der Zeit durch. Jüngstes Beispiel: Wir selbst leben gegenwärtig in einer Reformationswelle unserer Kirche. Sie begann 1944, als die Kirche nach bekanntem, langem Zögern das Konzept der Demokratie als politische Doktrin annahm. Und sie wurde fortgesetzt durch das Konzil von 1963-65. Dieses Konzil muß überhaupt als stärkste Manifestation des Reformgeistes in der Moderne gesehen werden, im besten Sinne des Wortes als Entghettoisierung des Katholischen. Und es ist noch nicht beendet, hat wahrscheinlich noch nicht einmal seinen Gipfel erreicht. Wir leben mitten in der Veränderung, können sie aus der Nähe auch noch nicht beurteilen.

Wo solche tiefgehenden Wandlungen möglich sind, gegen alle gerade religiöse Versuchung zum Beharren, ist Leben. Wo sich nicht die Altvorderen, sondern der Ursprung immer wieder durchsetzt, ist Leben. Änderung nicht aus Anpassung, sondern aus Einsicht: Diese Flexibilität ist ein Zeichen von Jugend, oder genauer: von Geist. Dagegen kann man halten die Langsamkeit, mit der solche Wandlungen vor sich gehen, die Opfer, die sie kosten – die Katharer wurden erst ausgerottet, dann sprang der Funke auf die Kirche selbst über. Heute hängt die Kirche zweifellos in der Frauenfrage nach. Dennoch sehe ich auch gegenwärtig so viele Zeichen der Erneuerung, der Selbstunterscheidung, daß der Organismus bei all seiner zähen Widerständigkeit nicht verknöchern wird. Eine Stauung bewirkt übrigens in der Regel nicht nur eine Kräftigung, sondern auch eine Reinigung der Frage. Offenbar müssen die Änderungen durch eine Geburtsmitte durchgehen, sind dann aber auch echt. Nur dauern Empfängnis und Austragen eines Problems meistens länger als eine Generation; so gewinnt man das Gefühl, man könne die Geburt nicht abwarten.

Ein damit verflochtener, mich ebenfalls anziehender Grund ist die Universalität der Kirche, ihr Einstehen für das Ganze. Hier ist ein Seitenblick anzubringen: Es gibt christliche östliche Nationalkirchen, in denen Christsein und ethnische Abstammung zusammengehören, denen ich also als Mitteleuropäerin nie wirklich angehören könnte. Ich könnte zur Orthodoxie konvertieren, aber wie russisch, bulgarisch, griechisch werden? Diese Betonung des Separaten scheint mir ein Widerspruch gegen die Grundbotschaft Jesu: daß es zu seiner Nachfolge nur der Ohren bedarf, um zu hören, sonst keiner Besonderheiten. Die christliche Denkweise hat gerade die Grenzen gesprengt, die klassisch den Menschen vom Menschen scheiden. So ist hinter das Nationale der Nationalkirchen ein Fragezeichen zu setzen. Während die alte Catholica ein Ausrufezeichen ist: Alle sind gemeint, alle Sprachen sind gültig, die Einheit ist polyphon. Hier sehe ich ein wirkliches, nicht nur erdachtes Beispiel für das heutige, sonst ziemlich leere Schlagwort von der interkulturellen Gemeinschaft: Wenn indische Schwestern deutsche Geistesranke

pflügen, wenn ein Pole Papst wird, wenn auf einer Ferieninsel ein Gottesdienst von einer Handvoll Laien und einem Priester in den fünf Heimatsprachen gestaltet wird, und es ist doch Wort für Wort, Geste für Geste das Eine, Gemeinsame.

Lesen sich diese Gründe nacheinander, so erscheinen sie (hoffentlich) verständlich, diskutabel. Eben das sollte der erste Anlauf auch leisten: nicht den schon Bekehrten predigen, sondern den nicht Überzeugten etwas Nachvollziehbares zeigen. Grundlage eines solchen Austausches können zunächst nur Fakten, Geschichte, Argumente sein, sichtbare Elemente. Ebenso ist klar, daß der »Glaube an die Kirche«, wie ihn das Credo fordert, nicht mit den Tatsachen abgegolten werden kann, die rational, soziologisch, historisch entfaltet sind.

Dennoch meine ich, daß heute wieder, im Zeitalter ungeschichtlichen Eifers, die Diskussion der historischen und soziologischen Bedeutung der Kirche, als Institution wie als Ideenträgerin, zu führen ist. Und zwar in Balance zur heutigen Aufrechnung der historischen »Altlasten« der Kirche. Altlasten ja, leider Gottes, und gleichzeitig wirklicher und wirksamer Horizont für das Menschliche, für Mann wie Frau, für Zulus wie für Chinesen, für Gläubige wie für Atheisten, für die modernen (Staats-)Sklaven wie für alle, die die Freiheit satt haben. Wir sind nicht in einer Art von »christlichem Sündenfall« von den »edlen Wilden« abgefallen, die Rousseau erfand. Ganz im Gegenteil. Nur wo Gladiatorenspiele und Menschenopfer abgeschafft sind, wie im Christentum, ist das Menschliche definiert.

Es muß aber noch, im selben prüfenden Rahmen, von dem die Rede sein, was heute so unerhört irritiert: Kirche als Schwachstelle. Gemeint ist das allzu Bekannte: der große Entwurf vom »Leib Christi« unter uns und das endliche Bekanntwerden mit alltäglicher Distanz zu diesen schönen Worten. Wie komme ich damit zu Rande?

Eigenartigerweise bewegt es mich anders als vielleicht erwartet. Die Schwachstelle eröffnet ein differenziertes Lesebuch über den Menschen. Sie läßt sich schon am ersten Hüter der

Kirche ausfindig machen, der das Versprechen nie endender Freundschaft und gemeinsamen Kampfes noch in derselben Nacht widerrief und, als er später gekreuzigt wurde, auf eigenen Wunsch zur Buße mit dem Kopf nach unten hing. Ein Urbild der Kirche, ihres Versagens und ihrer unfreiwilligen Komik in der Stunde der Wahrheit. Ein anderes Urbild: Drei Frauen mit Salbgefäßen, die vor einer leeren Höhle stehen und nichts begreifen; als der Gesuchte aber wider alles Erwarten kommt, wird er mit dem Gärtner verwechselt ... Diese Szenen sind der ständige Vordergrund für das 2000jährige Schauspiel, das sich Kirche nennt. Und es kann ja noch schlimmer ausfallen: Hab-sucht, Macht, Bereicherung am Heiligsten.

Hierin liegt etwas, was immer wieder be-stürzt: das Porträt eines großen Ungenügens, der eigenen Botschaft gegenüber. Wahre generationale Erfahrung von Schuld, Unfähigkeit, dem Geliebtesten gerecht zu werden, ja das Eingeständnis, nie wirklich geliebt zu haben. Aber hier scheiden sich auch die Wege der Schuldigen: auf Dauer in der Kälte des Verrats zu bleiben oder in das Drama der Reue einzutreten. »Und ging hinaus und weinte bitterlich.« Wegen Letzterem lohnt es sich, trotzdem in der Kirche zu bleiben, in der Reue des Petrus und der Magdalena zu begreifen, was Mensch und Gott einander zu sagen haben. »Petrus muß ja auch recht lächerlich ausgesehen haben, als er mit den Füßen nach oben gekreuzigt war; es war einfach ein guter Witz ... und wie der eigene Saft ihm beständig in die Nase tropfte ... Es ist sehr gut, daß hier spiegelverkehrt gekreuzigt wird; das gibt zu keinen Verwechslungen Anlaß, und trotzdem entsteht ein erinnerndes Spiegelbild des Einmaligen, Reinen, Aufrechten in den trüben Gewässern des Christlich-Allzuchristlichen. Es wird Buße getan für unvordenkliche Schuld, so lange aufgestapelt, bis das System umkippte« (Hans Urs von Balthasar). Der ungeheure Gedanke ist ausgesprochen worden, daß das Amt in der Kirche, seit seinem ersten Vertreter, mit dem Austragen von Schuld zu tun hat. »Wehe, wenn es den Punkt nicht mehr gibt, wo unser aller Sünde sich zur Schaubarkeit sammelt, so wie das im Organismus kreisende Gift sich an einer Stelle konzentriert und ausbricht als Abszeß. Und deshalb selig das

Amt – ob es nun Papst oder Bischöfe sind oder einfache Priester, die standhalten, oder wer sonst sich betreffen läßt, wenn »die Kirche sollte« gesagt wird –, das sich hergibt zu dieser Funktion, Herd der Krankheit zu sein« (Hans Urs von Balthasar).

So paradox es klingt: Wenig erscheint mir beim Studium des Menschen, der Gott sucht, tröstlicher als die Wanderungen, Wendungen, Ausweichmanöver der gemeinsamen Väter und Mütter der Kirche, ihre unendlich langsam wachsenden Kenntnisse vom wahren Weg – von den ersten Fischern, den ersten Jüngerinnen an bis zu mir Spätlingin. Keine Heldengeschichte, sondern Kirchengeschichte, bis ins Detail Drama und Kabarett des Menschlichen, *umana commedia* (wenn man im Wort Komödie den Anteil Traurigkeit mithört). Der Spiegel der Selbst- und Fremderforschung läßt die »Braut voller Runzel und Makel«, denn das ist absurderweise die Kirche, aufsteigen. Trost im eigenen Hinken, sozusagen, an den anderen Hinkenden, die mit Gott zu tun hatten, von Jakob-Israel angefangen bis zu den heutigen Trägern und Repräsentanten der Unvollkommenheit. Das entschuldigt nichts an der Unvollkommenheit, es läßt sie nur sein, was sie ist: unsere beschränkte Weise zu leben, Wand an Wand mit dem Göttlichen.

Kirche: Gemeinschaft nicht nur im Vor-Denken, Vor-Arbeiten, Wachsenlassen großer Einsichten, sondern Gemeinschaft auch im Stolpern. *Traditio* hat einen Doppelsinn: Überlieferung und Verrat. Aus der Realität des menschlichen Ausgleitens wächst die Demut, die Wehrlosigkeit der Kirche; dicht daneben liegen freilich auch die Tragik ihrer Unangemessenheit und das Ungute, Schandbare wirklicher Verfehlung, über die das härteste von allen Gerichten angekündigt ist.

Ich war gebeten, von meinem Bleiben in der Kirche zu sprechen. Nun ist manches zusammengetragen. Es mag auffallen, daß von Verschiedenem nicht die Rede war, etwa nicht vom Charakter der Gemeinschaft selbst, die sich doch anders versteht als sonstige Wirkgruppen. Auch nicht von Liturgie und Anbetung – dem inneren und absolut notwendigen

Gegenpol der obigen Ausführungen. Und die Rede war auch nicht unmittelbar von Gott, auf den sich Kirche hinüberspannt und dessen »geheimnisvoller Organismus« sie nach Paulus ist. Aber das Ganze sollte nicht alles Sagbare und Richtige abdecken, es sollte gewissermaßen im Vorhof der Rechenschaft bleiben, nicht zu schnell ins Geheimnis wegstreben. Allerdings meint Paulus, man müsse auch *Rechenschaft von seiner Hoffnung* geben, vom Unsichtbaren. Nur: auszuführen, wie (und ob) Gott in seiner Kirche da ist, ist wirklich das schwerste. Ich versuche es andeutend in der Geschichte einer Ohrenöffnung, die ich erlebt habe, und die dem Unsichtbaren einmal Gehör in einer Durchschnittsgemeinde verschaffte. Während eines Gottesdienstes war meine (und anderer Leute) Aufmerksamkeit abgerutscht; sie fing sich erst wieder an einer ungewohnten Szene. Der Priester sagte plötzlich zu der halb abwesenden Gemeinde, in strenger Nachdenklichkeit: »Ihr seid das Licht der Welt.« Darauf folgte eine Pause, in der sich saches Erstaunen ausbreitete. Dann noch einmal: »Ihr seid das Salz der Erde.« Meine Nachbarin sah unsicher zu mir herüber; in mir bewegte sich der blitzschnelle Schluß: verrückt geworden. Bis ich, wie unter einem Schlag, verstand, daß er das Evangelium frei sprach, ohne das Buch zu benutzen, ohne die Stellung zu wechseln, ohne die einleitenden Formeln mit der Gemeinde auszutauschen, die noch sitzengeblieben war. Es war das einzige, heftig erlebte Mal, wo die

Sätze des Evangeliums wie Pfeile durch die Kirche flogen und ich den unmittelbaren Wunsch hatte, mich davor wegzuducken. (Das ist nicht im nachhinein stilisiert; ich hatte einen instinktiven Widerwillen, damit gemeint zu sein. Licht der Welt? Unangenehm aufdringlicher Gedanke.)

Das Ganze wäre mißlungen, wenn der Priester es als Gag angelegt hätte. Was aber geschehen war: Der ursprüngliche Sprecher, Jesus nämlich, hatte über zweitausend Jahre hinweg seine Gemeinde eingeholt. So etwas gibt es. In welcher Gruppe, welcher großen Gemeinschaft (nicht im Herzenskammerlein) geschieht so etwas noch? Gemeinsames Aufrichten nach dem fernen, zugemuteten Ziel. Daher der Satz, für den ich stehe: Ich habe Kirche als den Ort erlebt, wo wirklich gewaschen, gespeist, getränkt, losgesprochen, getröstet wird. Manche Gottesdienste lassen das von Grund auf lösend erfahren. Andere Gottesdienste sind versunken, vielleicht fruchtlos, nichts hat sich merklich bewegt.

»Eines tages aber wird die seele
an schütterer stelle
nicht reißen.«

Reiner Kunze nennt es *Nach einem Cembalo-konzert*, ich möchte es *Nach der Kirche* nennen.

Hanna-Barbara Gerl

IN EIGENER SACHE – Anfang Mai wurde im Rahmen eines internationalen Arbeitstreffens eine slowenische Ausgabe dieser Zeitschrift ins Leben gerufen; sie soll in Ljubljana erscheinen. Voraussichtlich wird die neue Edi-

tion schon in wenigen Monaten ihre Tätigkeit aufnehmen können. Damit ist die vierzehnte Ausgabe der internationalen *Communio* gegründet. Weitere Editionen, so in Ungarn und Rumänien, stehen in Vorbereitung.